

dtv

Wolfgang Brenner

Zwischen Ende und Anfang

Nachkriegsjahre in Deutschland

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich.
www.dtv.de/dtvdigital

Mit s/w-Abbildungen



© 2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.
›Le dernier cri, Erich Kästner, S. 184:
© Atrium Verlag, Zürich 1948 und Thomas Kästner
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Gesetzt aus der Minion
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28106-5

Inhalt

1. Der Krieg ist nicht vorbei	9
Die Not der frühen Jahre	9
Das fremde Deutschland	14
Mai '45	17
Ein Pferd braucht Heu	19
Feindstaat	23
Die Zäsur	26
Besiegt und besetzt	30
Eins hin. Zwei im Sinn	36
Wie funktioniert eine Besatzungsregierung?	39
Roter Stern über Potsdam	46
Warum erschießt sie keiner?	51
Neuland	60
Mord im Westen	65
Macht und Ohnmacht	69
Das Licht im Osten	81
Der Flieger aus Moskau	91
2. Leben	95
Die Zusammenbruchsgesellschaft	95
Kalorienkrieg	101
Hungerland	107
Bauern, Bahnen und Bergbau	110
Kohle und Brot	115
Die Zeit der Kartoffel	121
Braunes Sauerkraut	133

Leben und Sterben	139
<i>Porträt Johannes Leppich</i>	146
3. Flüchtlingskrise 1945	152
Der Strom	152
Volk ohne Plan	157
Partei der Heimatlosen	161
Erfolgsmodell Mangelwirtschaft	166
Displaced Persons	169
4. Erlösung	174
Das Elend als Hemd und als Mantel die Reue	174
Kulturkampf	185
Der Ruf	188
5. Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne	197
Der Außenseiter	197
Berlin liegt am Rhein	206
6. Reparationen und Demontagen	215
Der Verlierer zahlt	215
Die Magie des sterbenden Wesens	219
Eingleisiger Betrieb	227
7. Entnazifizierung	235
Die Kartei	235
Der Prozess	239
Die Mühen der Ebene	249
Papierkrieg	258
<i>Porträt Philipp Auerbach</i>	267
8. Das Reich und die Parteien	272
Die Konkursmasse	272
PDW und AAM	275
SPD+KPD=SED	282

High Noon in Wennigsen	288
<i>Porträt Julius Meyer</i>	294
9. Aktion Bird Dog	300
Initialzündung: Der Marshall-Plan	300
Die Mickey-Mouse-Mark	310
Tapetenmark	316
Volk unter der Knute	319
10. Good Cop – Bad Cop	323
Stromsperre	323
Vittels	331
11. Zweigeteilt – niemals?	339
Das Leben geht weiter	339
<i>Porträt Louise Schroeder</i>	343
Ein deutsches Parlament	348
Das vage Versprechen Freiheit	351
Staat ohne Herrscher	354
12. Schluss	363
Provisorium	363
Die Lehren des Interregnums	356
Anmerkungen	369
Namenregister	382
Bildnachweis	387
Verzeichnis ausgewählter Literatur	388

1. Der Krieg ist nicht vorbei

DIE NOT DER FRÜHEN JAHRE

»Bei Bestellung von Hochzeitskutschen legen die Nürnberger Fuhrunternehmer den Brautpaaren nahe, Futter für die Gäule mitzubringen. Beim schnellen Hochzeitstrab sei der Kräfteverbrauch der Tiere viel größer als bei normalen Fahrten.«

(Der Spiegel 12/1948)

Meine Mutter ritzte beim Anschneiden immer ein Kreuz in die flache Seite des Brotlaibs. Sie war nicht sehr religiös: Die Geste zeigte weniger ihre Frömmigkeit als ihre Demut dem Lebensmittel Brot gegenüber.

Wer in den fünfziger oder Anfang der sechziger Jahre in Deutschland aufgewachsen ist, hat ähnliche Erfahrungen gemacht. Den Kindern wurde die übersteigerte Bedeutung des Essens mit aller Macht anezogen. Es war streng verboten, Essen wegzuworfen. Mäkeleien am Essen wurden wie Sünden geahndet. Wer nicht richtig essen wollte, stand unter dem Verdacht, sich dem Leben zu verweigern, und wurde wie ein Kranker behandelt. Man befürchtete, dass Mangelerscheinungen auftreten könnten, und setzte alle tauglichen und untauglichen Mittel der Pädagogik ein, um das Kind zum Aufessen zu bewegen.

Das Alltagsleben hatte damals einen ganz anderen Ton als

heute. Die Menschen waren verbissen. Hauptthemen waren das Vorwärtskommen und die Insignien des Aufstiegs. Dazu gehörten »Statussymbole« wie das Eigenheim und das ausufernde Tafeln. Die Fresswelle kam wie ein Naturereignis über das Land. Niemand fand etwas dabei, die Völlerei genüsslich auszustellen. Büffets wurden mit Schweineköpfen drapiert – und das galt auch noch als stilvoll. Die schiere Masse machte es. Feine Speisen zählten nur als Abrundung der Quantität.

Gleichzeitig herrschte in der häuslichen Speisekammer ein militärisches Regiment. Alles war abgezählt, alles wurde eingeteilt. Schlemmen ja, aber unter der Kuratel einer strengen Hausdomina. Gemeinsamer Genuss beim Essen galt als intensivstes soziales Erlebnis – vor allem in der Familie. Über das Essen gingen Freundschaften in die Brüche, und Familien zerstritten sich, wenn Verwandte nicht luxuriös genug bewirtet wurden oder die luxuriöse Bewirtung nicht zu schätzen wussten. Menschen wurden danach beurteilt, was sie sich zu essen leisten konnten.

Kleidung hatte selten eine ästhetische Funktion. Sie war zweckmäßig, musste haltbar sein und der Massennorm entsprechen, vor allem für Männer und männliche Jugendliche. Die meisten Nachkriegskinder können sich mit Grauen an das peinigende Gefühl erinnern, als Mädchen in ein biederes Kostüm oder als Junge in ein graues Altmänneroutfit gezwängt zu werden und sich damit in der Öffentlichkeit zeigen zu müssen. Kleidung war fast so heilig wie Lebensmittel: Sie durfte nicht beschmutzt werden und keine Gebrauchsspuren aufweisen. Sie galt als unvorstellbar teuer und war das wohl auch angesichts der bescheidenen Möglichkeiten der meisten Familien. Wer Schäden an seiner Kleidung verursachte, wurde hart bestraft. Man warf ihm Undankbarkeit vor – dabei verstanden die meisten Delinquenten nicht einmal, wem sie hätten dafür dankbar sein sollen, dass sie »etwas Anständiges zum Anziehen« hatten, wie man damals sagte. Überhaupt wurde der Nachwuchs immer wieder darauf hingewiesen, wie gut es ihm doch unverdienterweise ginge.

Ab und zu war von den Entbehrungen des Krieges die Rede.

Aber niemand unter den Älteren wollte Fragen dazu beantworten, alle wollten bloß immer wieder unterstreichen, dass sie damals sehr gelitten hatten und dass sich die heutige Generation keinen Begriff davon machen konnte, was die Deutschen während des Krieges hatten durchmachen müssen. Die Nachgeborenen sollten vom Wohlstand profitieren. Schließlich war er auch für sie erworben worden. Aber sie sollten nicht fragen, wieso das alles so war, wie es war.

Die Kinder, die diesen Zwangswohlstand über sich ergehen lassen mussten, glaubten lange, das sei nichts anderes als ein Aufholen der Entbehrungen der Kriegsjahre. Darüber, dass es nach dem Krieg eine Zeit gegeben hatte, in der für die Deutschen der Mangel noch schmerzlicher gewesen war als während des Krieges, wurde nicht geredet. Vor allem deshalb nicht, weil die Not dieser frühen Jahre unter dem Regime einer Besatzungsmacht durchlitten wurde. Und weil sie einen Beigeschmack von Sühne gehabt hatte. Das war den meisten unangenehm, deshalb sprachen sie, wenn überhaupt von ihrer Vergangenheit, lieber vom Krieg.

Politik war ein Reizthema. Es wurde ungern darüber geredet, und wenn, dann in einer Weise, die nahelegte, dass es dabei um Vorgänge ging, die zwar bestimmend für den Alltag der Menschen waren, die aber in einer entrückten Sphäre entschieden wurden, von Fremden, denen man nicht trauen konnte – obwohl es schon im Herbst 1945 deutsche Regierungen auf Länderebene und Parteien gab. Die meisten Deutschen hielten dennoch Distanz und quittierten auch unerhebliche politische Entscheidungen mit tiefem Misstrauen. Lange Jahre hatten bei Wahlen nur die Parteien wirklich Erfolg, die ihren Wählern versprochen, nichts oder fast nichts zu verändern.

In den frühen Jahren gab es eine Zäsur, danach galt nur noch die Zugehörigkeit zum Westen oder zum Osten. Eine Zwischenposition, die sich für ein sensibel an der Nahtstelle der Blöcke gelagertes Land wie das unsere angeboten hätte (und wie sie beispielsweise der Ende der vierziger Jahre einflussreiche und dann in Ungnade gefallene CDU-Politiker Jakob Kaiser ange-

strebt hatte), war undenkbar. Das galt bis in die siebziger Jahre. Dann tat sich etwas: Die Deutschen verstanden, dass sie an der nuklearen Frontlinie des Kalten Krieges besonders gefährdet waren, und bemühten sich um einen Ausgleich der globalen Gegensätze. Nun kam ihnen die Zeit ihrer politischen Adoleszenz, die sie zuvor noch zur Parteinahme gezwungen hatte, auf eine andere Art zugute. Kein Land in Europa hatte vier Jahre lang die Schule der alliierten Wirrnisse so hautnah und ohnmächtig durchlebt wie die Deutschen. In der Ostpolitik, die Europa verändern sollte, nutzten sie ihre intimen Kenntnisse der Wirkkräfte innerhalb der Besatzungsmächte, um sich wie ausgekochte Kinder im Dschungel des elterlichen Macht- und Emotionsgefüges zu bewegen und zu ihrem Ziel zu kommen.

Zum ersten Mal zahlten sich die in vielen Teilen bitteren Lehren der frühen Besatzungszeit für die Deutschen aus. Richtig zum Zuge kamen die Tugenden und Untugenden, die das Interregnum der Jahre 1945 bis 1949 den Menschen eingepägt hatte, bei der Wiedervereinigung – als alte Wunden aufbrachen und neue Kräfte erwachsen und die Wende dennoch ohne großes Blutvergießen herbeigeführt werden konnte.

In den letzten siebzig Jahren schien es so, als wären die am stärksten nachwirkenden Hypotheken der Nationalsozialismus und der Krieg. Dabei gab es zwischen Kriegsende und dem Neubeginn zweier deutscher Staaten eine Phase, die ebenso ihre Wirkung entfaltet hat – bis heute. Über die Nazizeit wurde wenig und über den verlorenen Krieg wurde viel geredet, die Frage der Schuld wurde dabei lange ausgeblendet. Die prägenden Nachkriegsjahre aber blieben weitgehend im Dunkeln. Die Eltern und Großeltern beließen es beim Raunen von Stichworten: die Not, die Ohnmacht, der Neuanfang. Das hatte vor allem damit zu tun, dass die Erfahrung des Krieges alles überlagert hat. Aber das Schweigen und Verschweigen hatte seine Ursache auch darin, dass niemand – ob belastet oder unbelastet – gerne über seinen Zustand in einer Zeit sprach, in der er auf die nackte Existenz zurückgeworfen worden war und für die Verbrechen bezahlen musste, die die Nationalsozialisten in seinem Namen oder mit

seiner Billigung begangen hatten. Von vielen wurde diese Zeit als Demütigung und Bloßstellung empfunden. Und so etwas gibt man ungern an seine Kinder weiter.

Dafür wurden die Prägungen dieser Zeit unkommentiert weitergegeben: die Vergötzung des Essens, das Lavieren zwischen den Mächtigen, der militante Materialismus der Not, das Misstrauen gegen die Politik, das Primat des individuellen Überlebenskampfes vor der Solidarität und dem gemeinsamen Handeln.

Nach dem Krieg herrschte ein allseitiges Einverständnis darüber, dass der plumpe Kapitalismus der Vorkriegszeit einen beträchtlichen Teil der Schuld trug an dem Verhängnis des Nationalsozialismus. Alle – linke, liberale, bürgerliche, christliche, konservative Kräfte – waren sich einig darüber, dass nur eine grundlegende Änderung der Gesellschaftsform das Land davor schützen könnte, wieder in ein nationalistisches Fahrwasser oder gar in einen neuen Totalitarismus zu geraten.

Unter den Alliierten kam es bei diesem Thema zu erheblichen Meinungsverschiedenheiten: Einmal dadurch, dass die sowjetische Besatzungsmacht jeden sozialistischen Neuansatz durch ihre an Eigeninteressen orientierte Besatzungspolitik diskreditierte. Dann durch Machtkämpfe im Lager der Westalliierten, aus denen eine Fraktion als Sieger hervorging, die zwar demokratische Veränderungen in der Politik wollte, diese in der Wirtschaft aber strikt ablehnte. Den Deutschen blieb nicht viel übrig, als das jeweilige Resultat als ihre politische Philosophie zu übernehmen.

In dieser vielfältigen Weise hat das Interregnum auf die Bundesrepublik und die Deutsche Demokratische Republik nachgewirkt. Um die Spätfolgen in den Blick zu bekommen, um mit ihnen umgehen und sie nutzen zu lernen, müssen wir uns selbst besser kennen. Das geschieht, indem wir in die Kindheits- und Jugendzeit der beiden Deutschlande eintauchen. Also in die prägenden Jahre zwischen 1945 und 1949.

DAS FREMDE DEUTSCHLAND

»600 Meter über den mächtigsten Kohlevorkommen Europas erfor in Essen-Rüttenscheid, Friederikenstr. 33 der 65jährige Klempnermeister Adolf Hardt, der seit Kriegsende in diesem Kellerloch lebte.« (Der Spiegel 2/1947)

Das Nachkriegsdeutschland war eine andere Welt. Sie unterschied sich – was das alltägliche Leben angeht – in fast allem von der Ära des Krieges und der Vorkriegszeit. Die Nachkriegszeit ist aber auch in kaum etwas vergleichbar mit dem Wirtschaftswunder der fünfziger Jahre, auch wenn sie ganz offiziell erst in den sechziger Jahren als beendet erklärt wurde. Nämlich zwanzig Jahre nach Kriegsende, am 10. November 1965, als Ludwig Erhard zu Beginn seiner zweiten Kanzlerschaft dies in einer Regierungserklärung behauptete. Der Kanzler begründete seine Aussage damit, dass fast die Hälfte der Deutschen keine Erinnerung mehr an die Nazizeit und den Krieg habe: Deshalb könnten Krieg und Nachkriegszeit keine Bezugspunkte für die aktuelle Politik mehr sein.« Eine Erklärung, die schnell vergessen und von der Tagespolitik der unruhigen endsechziger Jahre überwuchert wurde. Vielleicht auch deshalb, weil die Deutschen wussten, dass die eigenartige Spanne zwischen Zusammenbruch und Neubeginn, zwischen Ende und Anfang in beiden deutschen Staaten noch eine ganze Weile länger, als Ludwig Erhard glaubte, nachwirken würde. Es war eine prägende Zeit. Eine Zeit, die sich als unvergleichbar herausstellen sollte.

Am ehesten kann man die starke Wirkung dieser Welt vielleicht durch den Blick eines Fremden nachvollziehen, der nach achtjähriger Abwesenheit in seine alte Heimat zurückkommt und dort mit einem exotischen Land konfrontiert wird. Diether Burdinski hatte Deutschland 1938 verlassen, um als Wissenschaftler für eine südamerikanische Regierung zu arbeiten. Während



Ohne Titel. Trümmerfrau beim Steine Abklopfen, vermutlich im Tiergarten, britischer Sektor, Berlin 1945/46.

des Krieges hat er Europa nicht betreten. Nun aber kommt er auf einem Rückwandererschiff in die alte Heimat.

Wir befinden uns im Februar 1946 – in der Hafeneinfahrt von Kiel. Diether Burdenski: »Stundenlang säumten den Einfahrtsweg die Mastspitzen gesunkener Schiffe und deren Aufbauten, die wie stumme Ankläger aus dem Wasser ragten. Dieses Bild eines Friedhofs war ergreifend, besonders für uns Heimkehrer aus Südamerika. Es war die erste Vorbereitung auf das, was wir im Hafen und in der Stadt selbst sehen sollten: Die ausgebrannten und umgeschlagenen Schiffe, die abgebrochenen oder schräg liegenden Kräne, die eingestürzten Werkhallen, die abgedeckten oder zusammengesackten Gebäude, aus denen Treppenflure, Türen, Einrichtungsgegenstände nach außen schauten wie Eingeweide eines verunglückten, verluderten Tieres. (...)

Es ist nicht das äußere Bild der Zerstörung der Häuser und Straßen, was uns im Innersten aufwühlt, sondern die Veränderung, ja Verzauberung des Lebens, die der Krieg hinterlassen hat. Die Straßen sind tot. Nicht einmal lauter Verkehr täuscht schaf-

fendes Leben vor; auch er ist verebbt. Äußerlich scheinbar unberührte Häuser sind leer, und die erste Täuschung wirkt umso schmerzlicher, wenn wir näher herantreten. Decke für Decke ist durchgebrannt, eingestürzt, der Schutt füllt die unterste Wohnung. Aus den noch erhaltenen Trümmern sprießt noch kein neues Leben. (...)

Jetzt komme ich zurück in die Heimat, und sie scheint mir fremder, als jemals das Ausland es mir gewesen ist. Und am allerfremdesten erscheinen mir die Menschen. (...) Die Not hat die Kleidung der Menschen bunt zusammengewürfelt, Uniform oder Zivil, vielfach zerschissen, besonders bei den Hunderttausenden, die aus dem Osten heranströmten. (...)

Die Unterhaltung kreist um Krieg, Flugzeuge und Panzer; unverständliche Abkürzungen, Ausdrücke aus der Soldatensprache beherrschen den täglichen Sprachschatz. Nach acht Jahren Abwesenheit spüre ich die große Veränderung, die die deutsche Sprache während dieser Zeit durchgemacht hat, und auch hier ist die Sprache nur der Ausdruck einer seelischen Wandlung.

Die Menschen sind unduldsam geworden. Die Gedanken kreisen um die primitivsten Dinge des täglichen Lebens oder verlieren sich leicht in Extremen, und dann kommen die Gerüchte: Überall schwirren Gerüchte in der Luft. Dieses ›soll‹ geschehen, jenes ›soll‹ zu erwarten sein. Nachrichten gibt es nicht, nur noch Andeutungen und Möglichkeiten. (...)

An die Stelle sittlicher Anschauungen ist ein absoluter Utilitarismus getreten, eine kalte, nüchterne Betrachtungsweise, nicht über das, was erlaubt, sondern über das, was nützlich ist. (...) Wie sollen wir, die wir noch aus einer Welt harmonischer Beziehungen der Menschen zueinander kommen, uns in diese Welt des Grauens und des Kampfes um das tägliche Brot hineinfinden? (...)

Dieser Gegensatz reicht über die zerstörten Städte hinaus ins flache Land, selbst dorthin, wo die Zerstörungen des Krieges nicht hingedrungen sind. Dorthin haben die Menschen, Flüchtlinge, entlassene Soldaten, Gehetzte und Verfolgte, die geistige

Welt der Vernichtung getragen. Auch dort sind die Menschen hart, unduldsam geworden.

(...) nicht wir, sondern sie sind das Deutschland von heute.«¹

MAI '45

»Sir, – kein Verbrecher kann sich bessern, wenn er nicht zunächst seine Schuld bekennt. Aus diesem Grunde muß in sittlicher Hinsicht die Hauptaufgabe für die Alliierten in Deutschland sein, das deutsche Gewissen zu erwecken. Dem Charakter der Deutschen entsprechend kann dies nur so geschehen, daß man sie zu Respekt und Gehorsam zwingt, sie unter politischer Vormundschaft und Abgeschlossenheit hält und der ganzen Nation erklärt, warum sie für ihre Missetaten verantwortlich ist. Auf diese Weise hätten die Alliierten die Fehler vermeiden können, die sie nach dem ersten Weltkrieg gemacht haben.« (Der Schriftsteller Emil Ludwig in: ›Die Zeit‹ 3/1946)

Am 9. Mai 1945, eine Minute nach Mitternacht, herrschte Waffenruhe. Nicht nur in Deutschland, auch in den anderen Gebieten Europas, in denen in den letzten fünfzehn Jahren gekämpft worden war. Die meisten Städte waren zerstört. Es gab kaum noch Kommunikationswege. Das Verkehrssystem war zusammengebrochen: Viele Brücken waren gesprengt, die Züge durch Bombenangriffe lahmgelegt, ebenso Gleisstrecken und Bahnhöfe. Die Binnenschifffahrt fiel aus, weil Trümmerteile die Fahrrinnen versperrten.

Allein 25 Millionen Deutsche befanden sich auf der Flucht oder in Kriegsgefangenschaft. In Köln, einer Großstadt von weit über 700 000 Einwohnern, hielten sich noch 40 000 Menschen auf. Wie in den anderen zerbombten Metropolen des Landes hausten sie meist in den Kellern der Ruinen. Die Rote Armee hatte monatelang die Deutschen aus dem Osten vor sich her-

getrieben. Insgesamt sollten in den kommenden vier Jahren 14 Millionen Menschen nach Westen fliehen. Zwei Millionen überlebten diese Flucht nicht. Im Sommer des ersten Friedensjahres kamen allein 35 000 Flüchtlinge täglich nach Berlin. Es gab 59 Auffanglager in der ehemaligen Reichshauptstadt. Dort drängten sich im Herbst 1945 bereits 1,3 Millionen Flüchtlinge. Und es wurden jeden Tag mehr.

Die Alliierten hatten die Gefängnisse und Konzentrationslager geöffnet und die noch lebenden Opfer des Nationalsozialismus befreit. Im Mai 1945 irrten nach Schätzung der Westalliierten über vier Millionen ehemalige Häftlinge und Zwangsarbeiter durch die Westzonen. Man hatte schnell einen amtlichen Namen für diese befreiten, aber längst noch nicht freien Menschen gefunden: *displaced persons*. Also Menschen, denen man ihren Platz auf der Welt genommen hatte, die man verschoben oder verschleppt hatte.

In Deutschland war ein Fünftel des Wohnraums durch den Krieg zerstört worden. Wo ehemals Familien lebten, gab es nur noch Schutt. Es herrschte Chaos. Die Schwachen genossen keinen Schutz mehr. Wer etwas haben wollte, nahm es sich. Es wurde auf niemanden Rücksicht genommen, weder auf Kinder noch auf Alte noch auf Frauen. Die, die nicht flink und brutal genug waren, hatten kaum eine Chance gegen diejenigen, die sich mit dem Recht des Stärkeren an ihren wenigen Habseligkeiten vergriffen. Ein Gesetz, das den Umgang der Menschen untereinander regelte, existierte nicht mehr. Keine Polizei, keine intakte Justiz, kein Recht. Und erst recht kein Staat, der das Recht hätte durchsetzen können.

Die Versorgungsströme, die bis in die letzten Kriegstage noch einigermaßen funktioniert hatten, kamen nun ganz zum Erliegen. Die Lebensmittellager des untergegangenen Regimes waren entweder unzugänglich oder schnell leergeräumt. Wirtschaft und Verteilungssysteme standen still. Wer noch etwas zu essen hatte, aß es schnell auf, bevor ein anderer es ihm wegnahm. Aber die meisten hatten längst nichts mehr.

Die Produktionsregionen der Länder, die die Nazis jahrelang

besetzt und ausgebeutet hatten, waren verloren. Die Landwirtschaft des Ostens lieferte nichts mehr ins Reichsgebiet. Die bis weit in die Kriegszeit hinein mit Lebensmitteln versorgten Deutschen mussten nun hungern. Und für die Flüchtlinge hatte erst recht niemand etwas übrig. So kam es, dass der Bischof von Chichester, dessen Land unter dem Terror von Hitlers Bombern und der sogenannten Wunderwaffe V-2 fast 70 000 Menschen verloren hatte, in diesen Tagen einen Appell an die Welt richtete: »Man muss die Flüchtlinge gesehen haben, um beurteilen zu können, was über sie hereingebrochen ist. Es gibt keine Worte, um ihr Elend beschreiben zu können. Sie haben noch das, was sie am Körper tragen, und besitzen weder physische noch geistige Kraft. Sieben oder acht Millionen Menschen werden in dem schmalen Landstreifen zwischen Oder und Elbe von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf gejagt, weil niemand sie aufnehmen und ernähren kann.«²

Drei Monate zuvor, im Februar 1945, hatten sich die mächtigsten Feinde Hitlerdeutschlands in Jalta getroffen, um sich auf einen Sieges-Plan zu einigen: Amerikaner, Sowjets und Briten. Auf der Krim war noch von drei Zonen die Rede gewesen, in die man das besiegte Hitlerdeutschland einzuteilen beabsichtigte. Jede der drei großen Siegermächte sollte eine dieser Zonen besetzen und sie beherrschen. Man war sich einig darüber, dass diese Herrschaft absolut sein würde. Deutschland hatte die Welt mit einem bis dahin unvorstellbaren Krieg überzogen und millionenfaches Leid verursacht – aus Machtgier und Rassenwahn. Wer dachte da an Vergebung und an Gnade? Nicht Anfang 1945.

EIN PFERD BRAUCHT HEU

»Heinz Derzen, ein zehnjähriger Junge aus Duisburg, wurde von der Mailänder Eisenbahnpolizei aufgegriffen. Vor einem Monat hatte er sich mit 14 Schulkameraden nach Süden aufgemacht, um

sich einmal satt zu essen. Heinz gelangte als einziger bis Italien. Vor seinem Abtransport zur Grenze durfte er sich noch einmal an Apfelsinen und Mandarinen satt essen, die er bis dahin nur aus Bilderbüchern kannte.« (›Der Spiegel‹ 4/1948)

Als die Alliierten sich auf der Krim trafen, stand die Rote Armee an der Oder, also nicht mehr weit von Berlin entfernt. Das bestimmte den Ton. Stalin – bis vor Kurzem noch Junior-Partner unter den Siegermächten – zeigte, dass er nicht beabsichtigte, etwas aus der Hand zu geben, was er erobert hatte. Sei es durch die Rote Armee oder durch sein fadenscheiniges Übereinkommen mit Hitler aus dem Jahr 1939.

Gut zwei Wochen nach der Krim-Konferenz, am 28. Februar 1945, erklärte der kommunistische Parteiführer Gomulka vor dem Zentralkomitee der Polnischen Arbeiterpartei: »Ein sehr wesentliches Problem, das alle Kräfte auf sich vereinigen und um die Westfragen konzentrieren muss, ist das Problem der Entdeutschung der historisch polnischen Gebiete. Diese große Arbeit erwartet das ganze polnische Volk. Es ist ein riesiges Experiment, das bisher nicht seinesgleichen in der Geschichte besitzt. Es ist klar, dass die Entdeutschung prinzipiell in der Weise erfolgen muss, dass die Deutschen aus diesen Gebieten hinausgeworfen werden und wir in die Westgebiete Polen hereinbringen und dort ansiedeln.«³ Gomulka sprach das aus, was in Jalta stillschweigend gebilligt worden war. Stalin und Molotow bestanden darauf, dass die Grenze Polens an Oder und westlicher Neiße verlaufen müsse. Das erforderte eine Umsiedlung von elf Millionen Menschen: neun Millionen aus dem Osten Polens und zwei Millionen aus »Altpolen« bzw. dem Warthegau.⁴ Nur der britische Premierminister Churchill widersetzte sich Stalin. Seine Sprache war wie immer deftig – und verdeckte ein wenig seine eigentlichen Motive. Angeblich war er gegen diese Verschiebung nach Westen, weil die »polnische Gans« dann so lange gestopft werde, bis sie an »deutschen Verdauungsbeschwerden« starb. In Wirklichkeit fürchtete er aber auch die Reaktionen, die ihn zu Hause er-